

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 90.

Samstag, den 18. April 1903.

18. Jahrgang

Nachdruck verboten.

Alte Träume erwachen.

Drei Frühlingsgeschichten von Leo Otten.

I.

Das Myrthenbäumchen.

Mit raschen Schritten kommt sie des Weges; eine hübsche Frau in Mitte der 40. Einfach geschneidert trägt sie das dunkle Haar. Über ihren Augen liegt es, wie ein Ausdruck von Härte. Thränen, die langen Leidens Bitterkeit erstarrten machten, legen über Frauenaugen diesen Schleier.

Der Frühlingswind zerzt an ihrem schwarzen Kleid, wie sie über die Brücke schreitet, den Weg zum Bleichplatz hinab, der sich neben dem Flusse hinzieht. — Vor dem wilden Geflatter großer und kleiner Leinwandstücke, auf den Seilen da unten, hemmt sie den Schritt und schreitet quer über den weichen Rasen, durch dessen Grün überall noch die braune eben aufgetaute Erde schimmert; an manchen Stellen mit wilden Beilchen geschmückt: „Daß sie gut achtgeben auf alles, Stürmern“, sagt sie zu der alten Waisfrau. „Sie wissen, die Sachen gehören zur Ausstattung meiner Tochter.“

„Weiß ich — weiß ich ja! . . . In 14 Tagen ist Hochzeit . . .“

„Ja“, sagt sie kurz. „Schon hat sie oben den Weg wiedergewonnen, und — wirklich, — sie geht weiter, dem Friedhofe zu.“

„Etwas ist in ihr, das sie zu diesem Wege zwingt.“

In einer Art dumpfen, befangenen Staunens geht sie. Sonstbar, was will sie draußen? — Sie an seinem Grab?!

Ihre Tochter Anna, die kleine Braut, ist in der Frühe bei ihr gewesen. Ob Mutter mitkommt, hat sie gar nicht gefragt: Mutter kommt nie mit da hinaus und die Kinder wissen warum.

Einmal, kurz nachdem sie ihn begraben, war sie mit ihnen gegangen. Daß, bis über das Grab hinaus, hatten die Kinder da in ihren Hängen gelegen; wie sie vor dem kleinen Biedert mit dem Steinkreuz stand. Etwas war es ihnen durchs Mark gegangen, als sie, in den rings sie umgebenden Todtenfrieden hinein, leise sprach: „Wohl ihm — und mir —“

Sie hat die kleine Anhöhe erreicht, die zum Friedhofportale führt. Kurze Minuten und sie steht — seit damals zum ersten Male wieder — vor dem kleinen Biedert. Die Augen, mit dem Blid leidenschaftlicher Thränen, hatten brennend an dem Namen den das Sandsteinkreuz trägt: Dem Namen ihres zwanzig Jahre hindurch ertragenen Unglücks . . .

Zwanzig Jahre hatte die schreckliche Ehe zwischen ihnen beiden gedauert. — Zwanzig Jahre hatten sie aneinander geschmiegt gelebt; jedes des anderen Sein und Wesen hassend, betrachtend; eines am andern leidend. — Wie Feinde bekämpften sie sich. Keiner, der eine Spur Verständnis der Eigenart des anderen entgegenbrachte. —

Und doch hatte es sie nun unwiderstehlich hierhergezogen: Daheim sah Anna, ihr bräutliches Kind. In dem kleinen Wohnzimmer waren die Fenster offen. Frühlingsluft kam herein, weichen, schmeichelnden Lebens voll. — Am Fenster der Wohnstube stand ein kleines Myrthenbäumchen. Ihres Kindes schlank je Hände berührten es lobend: „Welch ein reizender Gedanke von meinem Schatz mir das zu schenken, Mutter! — Bierzehn Tage noch, dann werden all die Knospen sich geöffnet haben. Sie werden ein wunderhübscher Brautschmuck für mich sein! — Bierzehn Tage noch, denn gehöre ich ihm, dem lieben, dem einzigen Menschen. Ist es möglich, daß es so viel Glück gibt auf Erden?!

Da war leise, leise ein alter Traum in ihr erwacht; längst untergegangen in der bitteren Wirklichkeit fast eines halben Menschenlebens: So hoffnungsfroh, so glückselig und so sehr glücklich hatte sie einst dem Tage entgegengesehen, der sie mit dem Manne, der da unten schlief, vereinen sollte. — Voll dumpfen Staunens fühlt sie, wie ihr Thränen über das Gesicht rinnen.

II.

Der Freund.

Schwer, müde lag die dämmerige Frühlingsnacht über der Erde. Schwarze Schleier nur hat sie über das Blau des Himmels gezogen und die mit zuckenden, flimmernden Sternen festgesteckt. Tief gedämpft und doch leuchtend schimmert das Blau überall durch die schwarzen Schleier hindurch. Mondnacht . . .

In den beleuchteten Gemächern, oben im Hause, sind eine Anzahl Menschen versammelt. Zwei sind hinausgetreten auf den

schmalen Balkon, der hinab in den Garten blickt. Viel kleine weiße Blumengesichter da unten im Garten; die leuchten gespensterhaft belebt und senden traumhaft süßen Duft. —

Er steht neben ihr, an das Gitter des Balkons gelehnt in dessen äußersten Winkel sie zurückgewichen ist. Heiß streift sein Athem ihre Wangen. Die schlank, nervöse Hand, die herüberkommt und die ihre nimmt, zittert; zitternd die Stimme, die stammelnde Liebesworte spricht. —

Erstauernd lauscht sie . . .

Ein paar Schritte von ihnen entfernt ist die Thüre zur Wohnung offen. Um den Tisch des gothischen Speisewimmers sitzen drei Herren. Sie haben Gläser und Flaschen vor sich stehen und spielen Karte. Ihrem Mann hat sich die Perrücke schief über das feiste Altgesicht geschoben. —

Er ahnt nichts, von dem was die zitternde Stimme spricht. Und die Stimme spricht, — spricht immer weiter:

„Ich wollte ja so vernünftig sein, mein Lieb . . . Ich will dich nicht quälen! . . . Mühen es dulden, daß man uns einander nahm, vor Jahren. Zwei, die zu jung und machtlos waren, um sich zu wehren.“

Ging fort, haute mir draußen ein Leben auf, — zwang ihm mehr ab, als viele . . . Sollte zufrieden sein! — Aber da ist ein Gedanke, der mich immer wieder überfällt, das Beste, Goldbeste, mein Glückstraum wird mir stets genommen bleiben . . . Du! Du! —

„Ich will das nicht hören“, sagt die Frau. „Ich will das nicht hören.“

Aber die Stimme raut weiter, — halb erstickt:

„Dat um deine Freundschaft, wie ich dann wiederkam in den stillen Weltwinkel hier, der mir einmal Heimath war. — Nur, nicht ganz herausgedrängt sein aus deinem Dasein! — Nur nicht dir ganz fern stehen!“ — Nennst mich Freund seit dem . . . Freund! —

„Ich bin nicht dein Freund! Ich bin nie dein Freund geworden; — Liebe, Liebste, Geliebteste Du!“ —

„Schweige“, — bittet sie leise! „Schweige!“

„Wein beharrlich klingt es an ihr Ohr, in Tönen, die wie heißes Schluchzen klingen.“

„Die Welt da draußen so groß und so schön, Marie, und sie gibt mir viel. Aber weißt du, wie das ist mit mir? Weißt du, wie das über mich kommt; alljährlich wenn der Flieder blüht?!

Witten aus dem Strudel meiner Existenz reißt es mich zurück; dahin, wo du atmeist: Nur wieder einmal dein liebes Gesicht, deine dunkle Augen sehen! — Deine Stimme hören, auch wenn sie kein anderes Wort für mich hat, als jenes läghafte — den Hohn — „Freund!“ —

Und nun nenne mich weiter so, du . . . Nenne mich weiter so; — wenn — du kannst.“

Ein langes Schweigen.

Die Stimmen der jungen Frau dann, zitternd in banger, weicher, demüthiger Bitte:

„Mein Freund . . . mein Freund . . .“

III.

Sein guter Geschmack.

Auf der breiten Ottomane seines Herrenzimmers lag er. Von den sogenannten „reizenden Kerls“ war er einer: Blott, schneidig, liebenswürdig; kokett und eitel wie ein Model. Lebenserfahrungen hatte seine Vergangenheit jedoch, wie die junger Mädchen sie in den allerfeinsten Hüllen aufzuweisen pflegt.

Neben diese Vergangenheit hat er sich abt schon als Bräutigam mit seiner Frau — „Frauchen“ nannte er sie stets — aneinandergelegt:

„Vergangenes sei vergeben, mein Kind“, sagte er feierlich. „Ich denke, wir lassen da gegenseitig vollste Toleranz walten. Ich wenigstens befinde sie!“ . . .

Mit mühsam unterdrückter Heiterkeit sah er in das rosigge naide Gesicht des 18jährigen Familientöchterchens, welches seine Braut war; der er ihre Schul- und Pensionsmädelzeit vergab — in vollster Toleranz — auf Gegenseitigkeit! —

Seit diesem feierlichen Akt war noch kein Jahr vergangen. Sie waren nun schon ein „ganz altes Ehepaar“, wie Frauchen zu sagen pflegte. —

Sie sah in dem bequemen Sessel neben der Ottomane, blond, rosig, mädchenhaft frisch; und war mit dem Brauen des Nachmittagskaffees beschäftigt, den sie täglich auf der Maschine selbst zu bereiten pflegte, bevor er auf sein Bureau ging. —

Aus dem nebenanliegenden Zimmer kam Hyazinthenduft und mischte sich mit in den des Kaffees. Der gelbe Glanz der Frühlingssonne fluthete durch die Fenster. —

Gemüthlich war das; wirklich gemüthlich!

Er hatte nie gewußt, daß er so viel Sinn für heimisches Behagen besaß, bis er nun mitten darin war. Nun wurde ihm seine Tasse Kaffee herübergereicht; und indes er den, halb sitzend halb liegend, trank, blickte er theilnehmend zu Frauchen hinüber, die den blonden Kopf wieder und immer wieder über eine Anzahl Modeblätter neigte.

Sie seufzte bei dieser Beschäftigung ab und an ungeduldig auf und verzog unwillig das Mäulchen:

Nichts geschiedes drinn, — so viel ich schaue! — rein absolut gar nichts finde ich, so, wie ich's haben möchte, — rein gar nichts! — Ach und ich möchte doch gern so etwas ganz besonders hübsches, kleidames und elegantes von einer Frühlingsstillette haben. So eine, die recht zu mir paßt!“

„Eine die zu dir paßt? — Zu 'ner schlanken Blondine von deinem Genre . . .“

Er ließ den Blick über sie hinstreichen. Eine nachdenkliche Pause. Dann lächelt er vergnügt. Sehr bestimmt gibt er an:

„Ein weißes Tuchkostüm. Plissirter Rock, kurzes Röckchen, — der Hut dazu ein biffel ausgefallen verbogen; und nur mit Beilchen und grünen Sammetblättern garnirt. Jubelnd warf die junge Frau die Modeblätter zur Seite:

„Hamos! — Hamos! — Den Vorschlag werde ich heute noch meiner Schneiderin unterbreiten. — Du hast einen Geschmack, Schatz! Nein, einen so guten Geschmack! . . .“

Sie verstummte in heller Bewunderung.

Er lächelte amüfirt, während er seinen Belohnungsfuß in Empfang nimmt.

Wenn sie wüßte!

O, ihr neues weißes Tuchkleid und der Beilchenhut die werden eine hübsche kleine Reminiscenz für ihn sein, an den vorjährigen Frühlings; den letzten seiner Junggezellenseit.

Er und ein Freund hatten da vergnügliche Tage an einem eleganten Badeplatz verbummelt. Die dritte im Bunde war ein blondes rosiges Persöndchen gewesen. Aktienunternehmen von ihnen beiden! — Sie hatte behauptet Französin zu sein und schwabbelte furchtbar; und sie hatte brillant verstanden, sich zu kleiden.

Weißes Tuchkleid und ein Beilchenhut trug sie mit Vorliebe.

Eine hervorragende Auswahl in

Knaben-Sweater

alle Größen alle Preislagen

empfiehlt

L. Schwenck, Mühlgasse 9, Wiesbaden.

Strumpfwaren und Trikotagehaus. 1096

Handschuhe

in allen Sorten, Glace, Ziegenleder, feinste Ziegenleder, Such-Wach- und Wildleder-Handschuhe, Venezianer-Handschuhe, sowie schön sitzende Stoff- und seidene Handschuhe empfiehlt in großer Auswahl zu den billigsten Preisen. 9769

Gg. Schmitt, Handschuh- u. Cravattengeschäft, Langgasse 17.

Patente etc. erwirkt Ernst Franke, Civ.-Ing. Bahnhofstr. 16

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter, Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 995

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

Pascoe's Brust-Pastillen

Ausgezeichnet für klare Stimme, unentbehrlich für Sänger u. Redner.

Bestens empfohlen gegen Husten, Heiserkeit, Erkältung, Kitzeln im Halse etc. und zur Erfrischung.

Per Schachtel 25 Pfg. zu haben in Apotheken u. Drogerien. Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate.

A.F.H. Pascoe-Bad Homburg v.d.H.

bestimmt zu haben: Hofapotheke, Dr. Keim; Löwenapotheke, Dr. Kurz; Taunusapotheke, Dr. Jo. Meyer;

Theresienapotheke, v. Meyerfeld; Wilhelmisapotheke, M. Mücke

Kronenapotheke, A. Müller; Victoriasapotheke, J. Rau; Adlerapotheke, A. Seyberth; Bismarckapotheke, am Ring. 1218/53

Der beste Sauterwein ist der Apotheker Hoser's rother

Malaga-Trauben-Wein

chemisch untersucht und von hervorragenden Aerzten bestens empfohlen

für schwache Kinder, Frauen, Reconvalescenten, alte Leute etc.

und kohlige Deffertwein. Preis per 1/2 Orig. Fl. M. 2.20.

per 1/4 Fl. M. 1.20. Zu haben nur in Apotheken In Wiesbaden Dr. Keim's Hofapotheke. 1820

Geschäfts-Eröffnung.

Theile einem hochgeehrten Publikum, sowie meinen Freunden und Bekannten hierdurch ergehen mit, daß ich mit dem heutigen Freitag, 18. April, Ecke Bismarckring 25, ein

Friseurgeschäft

eröffnet habe. Es sichert die aufmerksame Bedienung zu und bittet um Ihr gütiges Wohlwollen.

Mit aller Hochachtung

Adolf Butz, Friseur.

Wiesbaden, den 11. April 1903. 982

Photographisches Atelier

Georg Schipper, Saalgasse 36.

— Neue billige Preise. —

1/2 Dugend Bild. nur 3 Mark. Alle anderen Größen dementsprechend billig. — Sonntags den ganzen Tag geöffnet. 7054

Wohnungs-Wechsel.

Zeige ergebenst meinen Umzug von Rheinstraße 23 nach Bahnhofstraße 4, im 1. Stock,

an.

Hochachtungsvoll

Lud. Winkler, Agent. 215

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,

E. Plümacher & Co. 72

Dagheim bei Wiesbaden (Teleph. 771). übernimmt Hotel-, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung, kostenlose Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.

Speisekartoffeln,

Weisse Märker, Centner M. 2.45.

Saxonia, Qualität ähnlich Magnum bonum, Centner M. 2.70. 1180

C. F. W. Schwanke, Consumgeschäft, Schwalbacherstr. 43, gegenüber der Wehrstr. Telefon 414.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 90.

Samstag, den 18. April 1903.

18. Jahrgang.

Die Festspielhalle in Mannheim.



die kürzlich eröffnet wurde, ist ein monumentales Gebäude und reiht sich den dort entstandenen Neubauten würdig an. Sie ist die größte Festhalle in Deutschland überhaupt und bietet Raum für 15000 Personen. Es ist ein durchaus eigenartiges Bauwerk, dessen Portale mit ihrem reichen bildnerischen Schmuck ganz besondere Beachtung verdienen. Die Baukosten haben gegen 8 Millionen Mark betragen, wozu noch der Bau-

platz mit 1 Million Mark kommt. Der Architekt des großartigen Baues ist Professor Bruno Schmitz-Berlin. Im engsten Zusammenhange mit dem Festhallenbau steht die Umgestaltung des Friedrichsplatzes nach den Plänen desselben Architekten, der mit einem Kostenaufwand von nahezu 80 000 A. unternommen wurde und mit dem Festhallenbau zusammen ein großes imponierendes Werk bildet.

Aus aller Welt.

Mundels Humor. Vom verstorbenen Justizrat und Abgeordneten Mundel weiß das „V. L.“ folgende reizende Geschichte zu erzählen: Der Mundel sich als Verteidiger mit den Vorwürfen und den Mitleidern der Strafkammer vorzüglich zu stellen wußte, und auch dort durch Witze und Humor viel erreichte, bewies eine kleine Geschichte, die er selbst gern zu erzählen pflegte. Im Beginn seiner Anwaltsstätigkeit hatte er einen Knaben zu verteidigen, der sich mehrmals den thörichten Scherz gemacht hatte, einem Schuhmann zuzurufen „Abje August“. Der Schuhmann hatte schließlich den Uebelthäter ergriffen, und eine Anklage wegen Beamteneinleitung sollte das Verbrechen jähnen. Am Tatbestand war nicht zu rütteln, und deshalb beschränkte Mundel sein Plaidoyer auf folgende Ausführungen: „Die landläufige Ansicht, daß in der Anrede August, oder Berlinisch gesprochen Anjust, etwas Beleidigendes liegt, ist gänzlich unzutreffend. Wenn beispielsweise der Herr Vorsitzende nach Verkündung der Freisprechung meines Klienten mir zürte: „Abje August“, so würde ich weit davon entfernt sein, hierin eine Beleidigung zu erblicken, ich würde vielmehr einen Ausdruck mich ehrender Vertraulichkeit darin sehen.“ Die Richter denen bekannt war, daß Mundel mit Vornamen August hieß, zogen sich, nur mit Mühe ihren Ernst behauptend, ins Beratungszimmer zurück. Nach wenigen Minuten erschienen sie wieder, und der Vorsitzende verkündete die Freisprechung des Angeklagten. „Nun habe ich aber noch“ sagte der Vorsitzende, „einen persönlichen Auftrag des Kollegiums an den Herrn Verteidiger zu bestellen: „Abje August...“ Mundel machte eine tiefe Verbeugung und verließ die Verteidigerbank.

„Den Hofjüngern die Köpfe zu waschen“ war einst eine streng vorgezeichnete Aufgabe, eine Gegenleistung für ein landesherrliches Privilegium; das beweist eine im Berliner Geheimen Staatsarchiv vorhandene Verordnung des Kurfürsten Joachim I. vom Jahre 1509. Dem Barbiermeister Heinrich Eppen zu Berlin wurde darin, der erste Verband eines jeden Verwundeten in den Städten Berlin und Köln verschrieben. Dafür sollte er verpflichtet sein, die Hofjunker des Kurfürsten und dessen Bruders, des Markgrafen Albrecht, wöchentlich zweimal zu waschen und die Häupter zu reinigen, dem übrigen Hofgefolge aber mit seiner Kunst um Lohn dienen.“ Louis Schneider bemerkt in seinen Berlinischen Nachrichten hierzu; der nächste Eindruck, den diese Verordnung macht, ist wohl der des Zweifels an genügender körperlicher Reinlichkeit der damaligen Hofjunker. Ist schon ein nur zweimaliges Waschen in der Woche eine recht mäßige Beachtung der bezüglichen Vorschriften, so kann man sich der Vermutung nicht erwehren, daß die dem Erlass dieser Verordnung ein noch geringeres Quantum von Reinlichkeit bei den Hofjüngern gegerichtet haben muß. Weiter muß auffallen, daß gerade die Köpfe der Hofjunker gereinigt werden sollen. Der frühere Zustand scheint also derart gewesen zu sein, daß der Kurfürst gerade darauf das Hauptgewicht seiner Wünsche zu legen gezwungen war. Entweder hat der Kurfürst nicht den Muth gehabt, direkt auf solche Mißstände aufmerksam zu machen, oder seine Mahnungen sind überhört worden. Es ist als sicher anzunehmen, daß der ehrsame Meister Heinrich Eppen regelmäßig zweimal wöchentlich antrat, in der einen Hand die kurfürstliche Verordnung, in der anderen ein Stück Seife — ein erhebender Anblick.

Vom 10. deutschen Turnfest in Nürnberg. Für den großen Festzug am 19. Juli rechnet man auf die Teilnahme von 20,000 bis 25,000 Personen. Zwischen den einzelnen Turnerguppen wird sich in vier Abtheilungen ein historischer Festzug einstellen. Die erste Abtheilung mit dem Festwagen behandelt die gymnasialischen Übungen im Alterthum; aus dem alten Hellas werden die Faustkämpfer, die Diskuswerfer usw. sich vorführen. Leiter der Gruppe ist Maler Schwabe. Die zweite kostümirte Abtheilung hat die Blüthezeit Nürnbergs zum Gegenstande. Ein glänzender Festwagen, der das Bundesbanner trägt, Geharnischte, Welfen, Rauscher, Künstler und Gelehrte der Renaissancezeit werden dieser Gruppe einverleibt; die Anordnung hat Maler Kellner übernommen. Die dritte Festgruppe behandelt das Entstehen der Turnerei. Ein Festwagen mit der ehrwürdigen Gestalt Jahn's und der symbolischen Darstellung des Turners-

wahlpruches „Frisch fromm fröhlich frei“ wird von Turnern aus Jahn's Zeit begleitet, so von Männern wie Friesen und anderen; dem Wagen folgen Lipows Freischaren. Eine weitere Gruppe, die Turner im Dienste der Allgemeinheit, schließt diesen Theil des kostümirten Festzuges, den Bildhauer Philipp Schittler leitet. In der vierten Gruppe folgen Nürnberger Spiele und Volksbelustigungen, wie Schnepferstiche, Schenckellaufen, Blüthenstanz usw. — Die vom nordamerikanischen Turnerbund zu sendende Riege wird geführt vom Turnlehrer R. Euder und begleitet vom Sprecher des Bundesvorstands Robert Nig, Superrevisor des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen zu Indianapolis, als Bevollmächtigtem des Bundes. Die Riege wird auch das Bundesbanner mit sich führen.

Eine Selbstenthauptung. Zuweilen kommen ganz merkwürdige Fälle von Selbstmord vor. Schon von früher her war ein Fall bekannt, daß ein Mann sich mittels einer erfindungsreich erdachten Guillotine selbst vom Leben zum Tode gebracht hat. Unlängst hat sich etwas Aehnliches ereignet in der französischen Stadt Rheims. Ein Mann verschaffte sich einen Spaten, schärfte ihn an einem Rande und befestigte das Gerüst mit der Schneide nach unten am Ende einer Holzplatte, die er mit Gewichten beschwerte. Dann legte er einen Holzblock unter dasselbe Ende der Platte, so daß er leicht entfernt werden konnte und dann die Platte lieh. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, legte der Mann sich an die Erde, den Kopf auf ein starkes Holzstück direkt unter den Spaten, schob den stützenden Holzblock fort und seine Wacht wurde so vollkommen erreicht, daß die Enthauptung vollzogen wurde — auch ein Beitrag zum Kapitel des menschlichen Wahnsinns.

Ein Bild aus dem Pariser Leben zeichnet der „Figaro“: Vor dem Gitter des Hospitals, in das am Donnerstag die Besucher strömen, geht ein korrekter gekleideter Mann spazieren. Es ist drei Uhr. Die Zeit des Krankenbesuches ist zu Ende, und die Angehörigen zerstreuen sich in kleinen Gruppen. Frauen, junge Mädchen gehen vorüber, mit beschämter oder zufriedener Miene; andere wischen sich die von Thränen gerötheten Augen ab. An diese tritt der Mann heran. Er läßt ihnen mit halblauter Stimme einige Worte zu, zieht dabei aus seiner Tasche eine Karte. Und bisweilen entspinnt sich eine Unterhaltung. Bisweilen sieht aber auch die Weinende den Mann zurück und flüchtet sich, gleichsam erschreckt, wobei sie noch stärker weint. Der Mann ist ein Vermittler für die Anordnung von Begräbnisfeierlichkeiten. Hinter dem Bild des Schmerzes steht er die Möglichkeit eines „Geschäftes“, wittert er die künftige Trauer. Und er bietet seine Dienste im Voraus an.

König Eduards Miether. Die Miether des Königs von England sind glückliche Leute. Die Miethen, die sie ihm zu zahlen haben, sind mehr originell als drückend. Der Herzog von Marlborough, der ewige Miether des Schlosses Woodstock ist, und der Herzog von Wellington, der Miether der Burg Stratfield-Avoke, begnügen sich, dem Monarchen alljährlich eine französische Fahne zu schenken, der erstere am 2. August, am Jahrestage von Waterloo, der zweite am 18. Juni, dem Jahrestage von Waterloo. Der Miether des Schlosses Buckland in der Grafschaft Kent, dessen Vertrag nicht ewig ist, zahlt eine leichtere und gefällige Mieth: die erste rothe Rose, die in seinen Gärten gepflückt wird. Es ist dies eine poetische Erinnerung an die blutigen Kämpfe der beiden Rosen. Profasscher ist die Art der Miethzahlung für den Schlossherrn von Woburn, für das König Eduard VII. 1800 Eier und 140 Hühner zu Ostern erhält.

Das Schulbudget der Riesenstadt. „London ist zu groß“ — diese kurze Bemerkung kann man in London täglich hören, und trotz seiner großen Ausdehnung ist es nie imstande gewesen, für jedes Kind im schulpflichtigen Alter einen Platz in der Schule zu besorgen. In London fehlen immer 100,000 Kinder von der Schule, aber wenn nach dem neuen Schulgesetz jedes in den Büchern eingetragene Kind sich in der Schule einfänden würde, so müßte man ein ganzes Heer Kinder wegen „Platzmangel“ abweisen. Von den 100,000 fehlenden Kindern veräumen 50,000 die Schule mit genügender Entschädigung, meistens wegen Krankheit, und in fast 20,000 Fällen ist der Grund des Fehlens jedenfalls nicht „strafbar“. Von den „Unentschuldbaren“ sind fast 20,000 nicht ständig fort, so daß tatsächlich 10,000 regelmäßige „Schulschwänger“ übrig bleiben. Im ersten Jahre der

„Board Schools“ trugen die Londoner Steuerzahler 800,000 Mark zu ihrer Unterhaltung bei; jetzt beträgt die Summe über 45,000,000 M. Der Staat übernimmt eine wichtige finanzielle und moralische Verantwortung, wenn er ein Kind unter die Erziehungsgesetze nimmt. Die Kosten für jedes Kind in der Schule stellen sich, falls die Schule noch nicht bestand zur Zeit folgendermaßen: Land zum Gebäude 144,50 A., Kosten des Schulgebäudes 306,80 A., Einrichtung der Schule 11,20 A. Auf jedes Kind kommt also eine Ausgabe von 462,50 A. und es gibt 767858 Plätze für die 887301 schulpflichtigen Kinder. Im Jahre 1872 kosteten die Schulen Londons 800,000 A., 1880: 10,000,000 A., 1890: 22,540,880 A. Die Einnahmen der Schulbehörden aus anderen als lokalen Quellen bringen das Einkommen in diesem Jahre von 46,969,920 A. auf 81,710,880 A. Fünfzig neue Schulen sind im Bau begriffen und etwa zwanzig Baupläne sind im Bedarfsfalle vorhanden. 40,000 A. wöchentlich kosten die Reparaturen des Schuleigentums, weitere 20,000 A. kosten die Bureau's und 30 Millionen A. jährlich die Lehrergehälter.

Eine vornehme englische Hochzeit. Wie aus London berichtet wird, fand am Samstag in Christ Church, Epsom, die Trauung von Lady Sybil Primrose, Tochter von Lord Roseberry, mit Charles Grant, Sohn von General Sir Robert Grant, statt. Es war eine ruhige Hochzeit, die aber trotzdem viele Zuschauer herbeigeführt hatte, und als die geladenen Gäste Platz in der Kirche genommen hatten, strömten die Landleute hinein, so weit noch Platz war. Die acht Brautjungfern erschienen in rosa mit Primeln (den Kennfarben Lord Roseberrys). Jede trug ein rosa Kleid mit weißem Spitzenüberzug, und auch die rosa seidnen Taillen waren mit Spitze garnirt. Dazu trugen sie kleine Fächer aus rosa Seide und weiße Hüte mit Primeln und Rosen. In der Hand hielten sie Rosenkörbe; goldene Primeln, mit Diamanten besetzt, waren das Geschenk des Bräutigams. Das Wetter war regnerisch, aber gerade als die Braut zur Kirche kam, schien die Sonne. Sie sah schön, aber sehr bleich aus, als sie am Arme ihres Vaters die Kirche betrat. Das weiße Seidenkleid war mit schöner alter Spitze, Chiffon und Silberstickerei besetzt. Die sehr weiten Ärmel waren aus durchsichtigem Chiffon und Spitze. Die lange Court-Schlepp war mit Chiffon und Muffeln mit Silberpailletten drapiert und hier und da mit Orangebüscheln zusammengekommen. Der Taillenschleier war über einem Primelstrauch befestigt, und einige Blumen fielen vom Corset bis auf den Saum des Rockes. Sie trug einen Strauß aus Blumen und Ästen, mit weißem Seidenband gebunden. Nach dem Gottesdienst fand ein Frühstück statt. Die junge Frau trug bei der Abreise ein blaues Crepe de Chine Kleid mit Spitze und Stickerei.

Eine Fabrik von Thränenkrügen. Wie dem „Gerald“ aus St. Petersburg berichtet wird, hat die Untersuchung über die „Tara des Saitaphernes“ zu der Entdeckung von zahlreichen Fabriken von falschen Alterthümern geführt. So wird aus Kertsch geschrieben, daß eine Glasfabrik von Katschik und Katschikstein durchaus nicht nur, wie man allgemein glaubt, Selterswasserflaschen fabrizirt. Dort werden vielmehr auch „Thänenkrüge“, von denen man behauptet, daß sie in den alten Gräbern gefunden wären, die bei Kertsch geöffnet worden sind, hergestellt. Die Direktoren haben in der Stadt einen Kuriositätenladen, in dem sie als alt die kleinen Flaschen verkaufen, die eben gefaßt sind. Man glaubt, daß auch die berühmte Tara aus den Fabriken von Kertsch hervorgegangen ist.

Der Einzug der Einwanderer in Newport gestaltet sich oft sehr viel weniger freudig, als die Leute in ihrer fernen Heimath sich von dem „Land der Freiheit“ träumen haben mögen. Die Einwanderer, die täglich zu Hunderten von allen Ländern Europas kommen, werden nicht in Newport ausgereicht, sondern zunächst zu einer benachbarten Insel geführt, wo sie sich einer strengen Inspektion zu unterwerfen haben. Vom Dampfer werden sie in großen Barken zum Einwanderungsbureau auf Ellis Island geführt. Sie treten einzeln ein, ihr kleines Gepäck in der Hand, in eine große Halle, wo sie an den Ärzten vorbeimarschieren, um dann zu den Inspektoren geführt zu werden, die, über hohe Pulse gebeugt, mit Hülsen von Dolmetschern ihre Papiere prüfen. Jeder Einwanderer muß eine Reihe von Fragen über seine Lage, seinen Bildungsgrad, seinen Bestimmungsort beantworten. Zum Schluß muß er aus seiner Tasche eine Summe von wenigstens 10 Doll. vorzeigen. Je nach dem Ausfall dieser Prüfung wird er zugelassen, ausgeschlossen, oder, falls die Sache zweifelhaft ist, einem besonderen Prüfungsbureau überwiesen. Wird er abgewiesen, so wird er sofort auf Kosten der Dampfergesellschaft, die ihn gebracht hat und die für ihn verantwortlich ist, in sein Vaterland zurückgeschickt. Wird er zugelassen und geht er weiter als nach Newport, so kauft er ein Eisenbahnbillet, wird wieder eingeschifft und bleibt bis zu dem Bahnhof, von dem er abfährt, unter der Aufsicht der Einwanderungsbeamten. Ellis Island bietet an einem Tage, an dem viele Einwanderer kommen, ein höchst malerisches Bild. Alle Wälder der Erde scheinen sich dann ein Rendezvous gegeben zu haben, und es ist ein merkwürdiges buntes Bild von Kostümen und Hüten. Man braucht diese armen Ausgewanderten nicht erst zu fragen, von wo sie kommen, ihre Haltung und ihre Kleider sprechen deutlich genug. Wie die Amerikaner über die neuen Mitbürger denken, zeigt die Antwort eines Schiffers, der im Dienste des Einwanderungsbureaus steht und eines Tages von einem Berichterstatter aufgefragt wurde. Er stand am Quai und betrachtete die Unglücklichen mit einer Art von Mitleid. Auf die Frage, in welchem Verhältnisse die Italiener zugelassen würden, antwortete er: „Es sind kaum 15 Prozent, die wieder in ihr Vaterland geschickt werden — das ist nicht genug.“ Man fügte bei seinen Worten den gewöhnlichen Stolz des Amerikaners, der darüber entrüstet ist, daß so viele Fremde sich in sein Land drängen.

Clarens-Montreux

Hotel und Pension du Châtelard.

empfehlte sich in Folge seiner ruhigen, herrlichen Lage, verbunden mit grosser schattiger Gartenterrasse, zu jeder Jahreszeit als Aufenthalt. Prachtvolle Rundsicht auf See und Gebirge; in nächster Nähe aller Verkehrswege. Mässige Preise bei guter Verpflegung.

4808

Leop. Degegnann-Weber, Eigenthümer.

Haben Sie

Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken.

Bitte genau auf die Firma zu achten!

7721

Bitte genau auf die Firma zu achten!



Nr. 90.

(3. Beilage.)

Samstag, den 18. April.

1903

Der Gemeindefarzt.

Roman von M. Elsbörn.

(Fortsetzung.)

Herr von Heidenbrud hat sein Möglichstes gethan, die Jagd zu heben. Er schont und füttert, aber die Pachtung einer Gemeindefahrt ist ein böses Verhängnis; gehörte sie für ihn nicht zum Decorum, er hätte sie längst aufgegeben.

Doch das ging nicht. Herr von Heidenbrud betrachtete sich als berufen, das Adelswappen seiner Familie neu zu vergolden; eigentlich nicht, es neu zu vergolden, sondern den Staub vieler Jahrhunderte abzukupfen, daß es in seinem ursprünglichen Glanze hervortrete und dem Alter nach jedes Fürstenschild in Oesterreich überstrahle.

Seit seinen Jünglingsjahren widmete er sich dieser Aufgabe. Er reiste durch die halbe Welt, die Documente seiner Vorfahren zusammen zu bringen, die oft tief verborgen aus alten Archiven hervorgeföhrt werden mußten, und zu deren Auffindung es der größten Beharrlichkeit bedurfte.

Jetzt ist er ein Sechziger, und da ihm in den letzten Jahren die Gewandtheit abhanden kam, sich mit ungeschicklichen Archivaren herumzuschlagen, hat er das Reisen längst aufgegeben und den Custos des öffentlichen Wappenarchivs mit der Aufgabe betraut, sein Werk zu Ende zu führen. Der Custos schrieb eine dickleibige Genealogie der Familie von Heidenbrud und dazu machte er im Sommer große Reisen, auf denen ihn Gattin, Kinder, Erzieher und dienendes Gefolge begleiteten. Das kostete sehr viel Geld, und Frau von Heidenbrud hätte ihr Herzblut vergießen mögen, wenn sie damit dieser Verschwendung Einhalt zu thun vermocht hätte.

Frau Mathilde von Heidenbrud aber hat wenig Gewalt über ihren Gatten, obgleich die ganze Welt glaubt, daß sie das Regiment im Hause führe, sodaß alles, alles nur nach ihrer Pfeife tanzen müsse. Eine fortwährende innere Empörung gährt in der Frau, und da auch ihr Temperament heftig ist, flößt sie ihrer Umgebung Furcht ein; man liebt sie nicht.

Die Heidenbruds repräsentirten ein angesehenes Wiener Patricierhaus, aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen und umspunnen mit märchenhaften Gold- und Silberlichtern, wie sie das Glück nur über wenige wirft, und doch war es für Herrn Julius von Heidenbrud des Glanzes nicht genug. Durch sein ganzes Leben spann sich der Wunsch, seinen Namen unter den Hochadel zu versetzen, denn er leitete seine Herkunft von Vorfahren ab, die mit regierenden Fürsten verschwägert waren. Wie ein rother Faden lief dieses Phantombild durch alle seine Gedanken, und so kam's, daß er sich vornehmer dünkte, als alle Standesgenossen und mit Vorliebe aristokratische Beziehungen suchte.

Wie ein reichbeschenktes Kind strahlte er vor Freude, wenn er die Bekanntschaft eines Grafen oder Barons gemacht hatte oder solche Herren zu sich zur Tafel laden konnte.

Sein Haus entfaltete bei derartigen Anlässen die höchste Gastlichkeit; Menus wie bei Fürsten — Blumen und Silbergeschirr — aber das war alles nichts gegen die übersprudelnde Freude des Hausherrn.

Frau Mathilde belächelte die Schwächen ihres Gatten. Nicht daß auch auf ihrer Stirn die Hausfrauwürde nicht heller geleuchtet hätte, wenn ein gräßlicher Gast an ihrem Tische saß,

(Nachdruck verboten.)

sondern Herrn Julius' Enthusiasmus hatte etwas an sich, das sie nicht billigen konnte, das ihr hohl und eines freien Mannes nicht würdig vorkam. Und als sich dann im Laufe der Jahre der ganze Buschnitt des Hauses änderte und immer mehr ins Aristokratische hinüber spielte — als Herr Julius das Schloß im Weinstädtchen pachtete, um eine standesgemäße Sommerresidenz zu bewohnen, da schüttelte Frau Mathilde den Kopf oder tippte sich mit dem Zeigefinger vor die Stirn: „Größenwahn, nichts wie Größenwahn!“ Da ihr Gatte aber Herr seines Geldes war, führte sie ihr Selbstgespräch ganz leise — aber oft und immer öfter, und manchmal lachte sie im Spott, wenn Herr Julius sich über seinen genealogischen Studien den Kopf zerbrach, als ob das eine heilige Sache wäre.

Solange die Kinder den Einfluß des väterlichen Geistes nicht spürten, sah Frau Mathilde in stiller Resignation der Entwicklung der Verhältnisse zu; sie beschränkte sich darauf, ihre Hausfrauenpflichten minutiös genau zu erfüllen und ging mit sich und anderen um der kleinsten Nachlässigkeit willen streng ins Gericht. Sie hatte das Gefühl, daß das ganze moralische Gleichgewicht des Hauses allein auf ihren Schultern laste und daß jede Disciplin illusorisch würde, sobald die Zügel ihrer Hand entglitten.

So war es nicht gemüthlich in dem großen Wiener Haus am Stadtpart oder draußen im Weinstädtchen im gepachteten Schloße. Den ganzen Tag ging das Wirthschaften, Mahnen und Nügen, daß selbst die Kleinen im Kinderzimmer verschreckt im Spiele inne hielten wenn die Mutter in die Thür trat.

Vor dem Vater hatten sie keine Furcht; der war immer guter Laune, steckte ihnen Bonbons in den Mund und brachte wundervolle Spielsachen nach Hause, die dann freilich oft von der Mutter in einen großen, dunklen Schrank gesperrt wurden und höchstens Weihnachten bei der Bescherung wieder zum Vorschein kamen.

Als Rudolf, der Bub', kaum lesen gelernt, schenkte ihm der Papa ein köstliches Buch mit Rittern in eiserner Rüstung und wallenden Federbüschen auf dem Helm. Einige trugen goldene Ketten um den Hals und schauten so grimmig drein, daß es einem gruselte. „Das sind Deine Vorfahren, Rudolf“, erklärte Herr Julius, „schau, Du bist ein Prinz — ein wirklicher Prinz, und wenn Du einmal groß bist, wirst Du auch solch ein Ritter werden.“

Frau Mathilde war Zeuge dieser Begebenheit, und das Herz that ihr weh: „Julius, verdröb' doch dem Buben nicht seine Begriffe; laß' ihn lernen, ein tüchtiger Mensch zu werden, und seß' ihm keinen Hochmuth in den Kopf.“

Aber das half nicht; Rudolf hielt bald fest daran, ein Prinz zu sein. Der kleine Knirps träumte von seinen Rittern in den herrlichen Rüstungen und rührte die Spielereien nicht mehr an, die ihm die Mutter gab. Das waren Papierhäuschen zum selbstkleben oder Schreinerhandwerkzeug und Wankasten.

Der Vater brachte ihm einen Säbel mit, und den probirte er kühn auf dem Körperchen der kleinen Gisela, die schlafend in der Wiege lag und dann mit einem Pöllengeschrei erwachte.

So gab es wegen der Kinder Streit zwischen den Eltern, erst um das Spielzeug und später um die Erziehung.

Herr von Heidenbrück setzte Rudolf tolles Zeug in den Kopf, daß der phantastische, hochbegabte Knabe sich besser zu sein dünkte, als alle Andern. In der Schule war er zu hochmüthig, um zu lernen und wurde doch hinauf versetzt, wie die Fleißigen, weil Herr von Heidenbrück dazu die Wege fand. Und so ging's ohne eigenes Verdienst die Klassen hinauf, bis Rudolf die Uniform anzog und in ein elegantes Regiment eintrat.

Es fällt ein tiefer Schatten auf die nächsten Jahre, denn Rudolf hat alle Schranken durchbrochen und ist ein zügelloser Mensch geworden. Das schädete seinem Avancement, und weil es ihm nicht in den Schooß fiel, verlor er die Lust am Militärdienst und sehnte sich, in die Welt hinaus zu ziehen — auf Abenteuer.

Dem Vater, dem allezeit nachsichtigen, konnte er sich getrost vertrauen, und Herr von Heidenbrück stand seinem Sohne bei, den Plan bei der Mutter zu verfechten.

„Sie haben ihn beim Militär ungerecht behandelt“, begründete er Frau Mathilde gegenüber Rudolf's Reiselust, „sie haben seine Fähigkeiten nicht zu würdigen verstanden und ihn in seiner Ehre gekränkt, da wäre es eine Härte ohnegleichen, wollten wir den armen Buben zwingen, im Regiment zu bleiben. Nein, er soll reisen, wie er wünscht.“

„Damit ein Tagedieb aus ihm werde“, ergänzte Frau Mathilde bitter, „damit er sich vollends ruinirt und den letzten moralischen Halt verliert, der noch imstande wäre, ihn über Wasser zu halten — ganz pflicht- und gewissenlos wie ein Bummler hinbegetiren, als nutzloses Glied der menschlichen Gesellschaft! Wenn Du unsern Sohn unterstützen willst, solches Leben zu führen, so sei schwach genug, ihn aus seiner Carrière zu reifen, aber vergiß nicht, daß Du Dich damit an ihm veründigen würdest, wie sich niemand am eigenen Sohne veründigen wird!“

„Mit Dir ist nicht zu reden, Mathilde; wozu treibst Du denn immer alles gleich auf die Spitze!“ rief Herr von Heidenbrück ärgerlich, „ich werde doch nicht zugeben, daß sie meinen einzigen Sohn beim Militär chicaniren!“

„Jawohl, chicaniren, das kenne ich, sie haben ihn ja überall chicanirt — in der Schule, im Pensionat, wo er auch war; wenn er Lehrer oder Vorgesetzte zur Strenge herausforderte, haben sie ihn chicanirt.“

„Komm' nicht auf die alten Geschichten zurück, Mathilde, jetzt liegen die Sachen anders. Rudolf fühlt sich in seiner Ehre gekränkt, weil sie ihn beim Avancement aus Mancune übergehen; er kann sich das nicht gefallen lassen, und er braucht's nicht, er ist ein unabhängiger Mann!“

„So?“ höhnte Frau Mathilde gedehnt, „ein unabhängiger Mann? Ich möchte Dir ins Gesicht lachen, wenn's mir nicht zum Weinen wäre!“

„Mach' keine Scenen, Mathilde, ich bitte Dich, mach' keine Scenen!“ Herr von Heidenbrück that, als hielte er sich die Ohren zu.

„Ja, schweigen soll ich und einfach zusehen, wie das Rad bergab läuft, aber ich will nicht schweigen, denn ich bin seine Mutter. Ich habe Unausprechliches gelitten um diesen Sohn, den Du von Kleinauf verdorben hast. Da wurde ihm täglich vorgepredigt, welch' hoher Abkunft er sei, bis ihm der Dünkel fest im Kopfe saß, daß ihn nichts mehr anspornte, selbst ein Ziel zu erstreben. Gelernt hat er nichts, trotz seiner Talente — immer Romane gelesen oder gefaulenzt, weil er ja ein so großer Herr war, daß es sich nicht lohnte, erst noch zu arbeiten. Und dabei dieser blödsinnige Hochmuth! Da bildet er sich ein, daß Avancement müsse ihm auf dem Präsentirteller zu Füßen gelegt werden, weil er der Herr von Heidenbrück ist! Es ist zum Lachen!“

„Du bist unbarmherzig, wie immer, Mathilde; hättest den armen Menschen nur sehen sollen, wie zerknirscht er zu mir gekommen ist — er hat geweint.“

„Ach, geh' mir mit Deinen Ausflüchten! Und was wäre denn daran, wenn er weinte? Ich wünschte, daß er weinte — blutige Thränen sollte er weinen über sich und seine Erbarmlichkeit; dann hätte man doch Hoffnung, ihn zu retten; aber so ist er verloren!“

Herr von Heidenbrück lächelte gezwungen.

„Wir sind darüber verschiedener Meinung, Mathilde; ich wüßte nichts Wesentlichen an Rudolf anzusehen — er ist jung, Jugend will anstoben.“

„Schöne Grundfäkel!“ höhnte Frau Mathilde. „Als ob sich auf einer verlobbten Jugend ein gesundes Leben aufbauen ließe!“

„Wir streiten umsonst“, entgegnete Herr von Heidenbrück ärgerlich, „Rudolf wird seinen Abschied nehmen und ins Aus-

land reisen, ich habe es ihm versprochen — damit Punktum!“ Herr von Heidenbrück eilte zur Thür hinaus; er hatte keine andere Waffe als seinen Eigensinn — das war seine Macht.

2. Capitel.

Rudolf hat damals seinen Abschied vom Militär genommen und ist ins Ausland gereist, ganz ziellos. Jahrelang hat er sich auf Vergnügungstouren herumgetrieben, bis er endlich in Südamerika hängen blieb.

Unterdessen wuchs daheim sein Schwesterchen heran. Auf ihren blühendsten Jugendjahren lag der tiefe Schatten, den Rudolf über das Haus gebracht.

Freudlos war's — die Mutter haberte mit aller Welt, und der Vater spekulierte über das Alter seines Adelsranges. Dabei herrschten oft Mißstimmungen wegen der enormen Summen, die Rudolf behob.

Niemand dachte daran, Gisela ein weites, warmes Herz zu schenken; jeder begnügte sich, sie als das zu nehmen, was sie äußerlich war — ein schönes, junges Geschöpf.

Frau Mathilde glaubte, Gisela durch Strenge am besten vor Eitelkeit zu bewahren, und unbewußt steigerte sich die Strenge zur Härte, wenn Herr von Heidenbrück seinen väterlichen Stolz über die blühende Tochter in seiner Weise zur Schau trug und sie auf das Postament hob, auf das er früher Rudolf gestellt.

Nach Herrn von Heidenbrück's Programm sollte Gisela einst einen Grafen heirathen, und deshalb forcierte er den Verkehr mit geeigneten Herren in auffallender Weise.

Im letzten Winter hatten die Heidenbrücks viele Gesellschaften gegeben — glänzende Feste, bei denen auch Frau Mathildens scharf gewordenes Gesicht freundliche Toilette machte, denn was die Etiquette erforderte, war für sie keine Kleinigkeit, das gehörte zur Correktheit. Sie hielt es für eine Pflicht der Hausfrau, Gäste freundlich zu empfangen und ihnen alles zu bieten, worauf der gute Ton Anspruch macht.

Und doch wehte an Gesellschaftsabend ein kalter Hauch durch die eleganten Räume, in denen es von unzähligen elektrischen Flämmchen strahlte.

Es fehlte immer der beste Gast — der gute Hausgeist, der mit lachendem Gesicht über all den Brunk hinführt und ihm die Steifheit abreißt, bis jedes Winkeln zu plaudern anfängt und wundervolle Dinge zu erzählen weiß.

Gisela hatte immer Herzklopfen, wenn ein Hausfest bevorstand; sie fürchtete sich, irgend eine Ungeschicklichkeit zu begehen, und doch ließ sich das mit allem guten Willen nie vermeiden; Frau Mathilde leitete stets am anderen Morgen eine erregte Strafpredigt ein, kaum daß ein einziges Wort, welches Gisela gesprochen, ihrer eingehenden Kritik entging, oder daß ihr nicht eingeschärft wurde, daß die jungen Herren, welche Beispruch um sie streuten, Phrasenmacher wären, denen der Reichtum des Hauses zu Kopfe steige.

Wenn Gisela dann nach angehörter Strafpredigt aus dem Zimmer schlich, um den Mägden zu helfen, all die kostbaren Gegenstände, welche Abends die Tafel geschmückt, wegzuräumen und zu putzen, dann faßte sie ein heftiger Widerwille gegen all das Brunkgeschirr, das man wie Heiligtümer hütete.

Kürzlich hatte man auf dem ganzen Silberservice das Familienwappen angebracht, und Herr von Heidenbrück fühlte sich dadurch bei Tisch immer hingerissen, seine Berechtigung zur Führung dieses Wappens auseinanderzusetzen. Schon seine Vorfahren aus dem zwölften Jahrhundert hatten es geführt, bis es im dreißigjährigen Kriege unter dem Umsturz der Verhältnisse aus dem Lande wanderte und nur von dem Stamm weiter getragen wurde, der sich in der Schweiz ansässig machte, während die österreichischen Herren sich der Adelsprerogative entschlugen, um ihre zerstörten Reichthümer unter bürgerlichem Namen durch kaufmännische Unternehmungen besser aufzurichten zu können.

Es war Herrn von Heidenbrück durch dreißigjährige Forschung gelungen, alle jene Dokumente zusammenzubringen, auf deren Grundlage seines Adelsrechte unantastbar standen, bis eine dreibändige Genealogie der Familie von Heidenbrück zusammengestellt und der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.

Ein neuer Glanz lag über dem Geschlecht, und Herr von Heidenbrück empfing Glückwünsche und Lobpreisungen seines geschichtlich werthvollen genealogischen Werkes, für das er ein Vermögen geopfert hatte.

Zu allen Ehren war Herr von Heidenbrück vor fünf Jahren Ehrenbürger des Weinstädtchens geworden, in dem er im Sommer residirte; deshalb versäumte er nicht, dem Bürgermeister ein gebundenes Exemplar seiner Genealogie zum Geschenk zu übersenden.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Stiefkind!

Von Fritz Slowronnel.

(Nachdruck verboten.)

Ostpreußen ist das Aschenbrödel des Deutschen Reiches. Selbst da die Provinz schon dem Staate Preußen, als er sich zum Königreich emporzuschwang, den Namen gegeben, gehörte sie dem Staatenbund nicht an. Jahrhundertlang lag das Land westlich der Weichsel völlig abgeschlossen, in Handel und Verkehr auf die Ostsee und Rußland angewiesen. Und wäre nicht infolge der napoleonischen Kriege in Ostpreußen einiges passiert, was die Geschichte verzeichnen mußte, dann — wüßten viele Deutsche von dem Erdenwinkel kaum mehr als den Namen. Vielleicht habe ich mich ein wenig scharf ausgedrückt, aber genau gesehen: worin bestehen denn die landläufigen Kenntnisse von Ostpreußen? Da gibt es eine „Stadt der reinen Vernunft“, in der Kant lebte und lehrte, am Ostseestrand wird Bernstein gegraben und gefischt und nach Rominten fährt der Kaiser zur Jagd.

Manchmal kann man in den Tageszeitungen enthusiastische Schilderungen lesen, in denen jede Zeile davon erzählt, daß dem Schreiber neue, eigenartige Eindrücke aufgestoßen sind. Man fühlt förmlich, wie überrascht die Besucher Ostpreußens davon sind, daß der abgelegene Erdenwinkel nicht nur reich an landwirtschaftlichen Schönheiten ist, sondern auch einen Menschenschlag aufweist, der noch nicht völlig unter die Schablone des von der Kultur gezüchteten Durchschnittsmenschen fällt. Wer die ostpreussische Bevölkerung näher kennen lernt, merkt bald, daß sich in ihr einer der merkwürdigsten Mischungsprozesse abspielt, der sich jetzt allerdings seinem Ende zuneigt.

Als der deutsche Ritterorden seine ersten Pioniere an die Weichsel schickte, war das Land zwischen diesem mächtigen Strom und dem nicht viel kleineren Niemen eine einzige Waldwüste, in deren Däsen Völkspplitter verschiedener Abstammung siedelten. Die Geschichte hat sie unter der Bezeichnung der „alten Preußen“ unter einen Hut bringen wollen, es ist aber unzweifelhaft, daß dieser Sammelname die Reste mehrerer Germanenstämme umfaßt, die längere oder kürzere Zeit in jenen Gegenden ansässig waren; das stärkste Kontingent mögen die Goten dazu gestellt haben. Im Süden haben slavische Elemente sich hinzugesellt, und zwar in solcher Uebersahl, daß eine polnische Mundart, das Masurische, noch heute in der Gegend gesprochen wird.

Den nördlichen Teil, etwa zwischen Niemen und Pregel, hatten die Litaauer eingenommen, ein indoeuropäischer Stamm, dessen Sprache in ihrer Struktur — es sei nur an Dual und Optativ erinnert, eine starke Ähnlichkeit mit dem Griechischen aufweist.

In diese schon an und für sich gemischte Bevölkerung warf der deutsche Ritterorden die von ihm herbeigeführten Ansiedler. Jeder Hochmeister, jeder größere Kreuzzug brachte eine neue Menschenwelle, die sich nicht etwa über das ganze Land zerstäubte, sondern geschlossen dort liegen blieb, wo der Orden die letzten Burgen zur Sicherung des neu gewonnenen Landes errichtet hatte. Es ist wohl kein Völkstamm im deutschen Reich, der nicht einige tausend seiner unternehmungslustigsten, kühnsten Männer und auch Frauen nach Ostpreußen entsandt hätte. Mit Recht kann man also sagen, daß sich dort oben, im nordöstlichen Winkel des Reiches, ein ganz merkwürdiger Mischungsprozeß abspielte.

Als der letzte Hochmeister den Orden auflöste und sich eine weltliche Herrschaft begründete, führte er die Reformation durch und zwar so gründlich, daß in seinem Gebiete nicht viel Katholiken übrig blieben. Eine Ausnahme machte nur das Ermland, das unter polnischer Herrschaft stand. Und heute noch scheidet dort die Religionsgrenze die früher getrennten Gebiete so scharf, daß unmittelbar neben einem ganz katholischen Dorfe ein völlig evangelisches liegt.

In sozialer Beziehung hat Ostpreußen eine ganz andere Entwicklung durchgemacht, als andere Teile Preußens. Die Leibeigenschaft hat, soweit sie überhaupt nachweisbar, nur in ganz kleinen Bezirken bestanden. Freisaß die Bauernschaft in großen Gemeinden, sie trug nie eine andere Last, als die der Staat ihr auferlegte.

Noch zwei Menschenwellen ergossen sich über das Land. Die kleinere, die der französischen Geflüchteten, kam nur den Städten zugute. Weit aus bedeutsamer war die Einwanderung der ihres Glaubens wegen vertriebenen Salzburger, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die von der Pest entvölkerten Dörfer neu besiedelten. Die armen Gebirgsbauern fanden in der ostpreussischen Ebene zu beiden Seiten des Pregels eine gute Saat bereitet. Herrliches Loos Land war in Fülle vorhanden: wer wacker die Hände rührte, kam bald zu behaglichem Wohlstand. Wie eine stolze Genossenschaft sonderten sich die Salzburger von den übrigen Bewohnern ab, heirateten unter einander und häuften als kluge Hauswirte irdischen Besitz an Land und Geld. Noch heute sitzen die Reithöfer, die Daumlehner, Balghöfer, Niedebsberger, Käswürmer u. s. w. im stattlichen Besitz und erst die letzten Jahrzehnte haben ihre Absonderung durchbrochen.

Ein in sich abgeschlossener Völkstamm mit eigenen künftlichen Sitten und eigener Volkstracht bietet unzweifelhaft dem Forscher und Schilderer große Reize. Und wie leicht ist es, ihn in seiner Besonderheit zu erfassen und darzustellen. Aber wie viel schwerer ist es, ein Volkstum schildernd auszuschnüpfen, in dem sich wohlbewahrte Stammeseigentümlichkeiten mit den von den Nachbarn übernommenen Gebräuchen und Sitten mischen, und wo auf einer Strecke von wenigen Meilen drei oder gar vier, deutlich unterscheidbare plattdeutsche Dialekte gesprochen werden. Wo ist der Mann, der diese eigenartigen Zustände mit Künstlerkraft im Bilde festhält? Noch keiner hat es versucht. Aber die hier kurz skizzierten Eigentümlichkeiten geben die Erklärung dafür, daß jeder der Schriftsteller, die aus Ostpreußen stammend heimatlische Zustände schildern, ein anderes Bild vor dem Leser aufrollt, Sudermann sowohl wie Richard Slowronner und andere.

Ein ganz besonderes Gepräge tragen die beiden fremdsprachigen Völkspplitter, die Litaauer und die Masuren. Aber wer sie kennen lernen will, muß sich beeilen, denn ihre Germanisierung, der sie kein Hindernis entgegen setzen, macht Riesenfortschritte. In den letzten Jahren sind wiederholt Versuche aufgetaucht, Litaauer sowohl wie Masuren zur Verteidigung ihrer Nationalität aufzustacheln. Aber die künstlich erregte Bewegung schlug nur schwache Wellen und zerrann spullos. Die Litaauer sehnen sich garnicht nach der russischen Knute, unter der ihre Stammesgenossen leben, und die Masuren haben ebensovwenig Verständnis für die Segnungen einer polnischen Wirtschaft. Sie hegen sogar eine gründliche Abneigung gegen die „Polladen“, — das Wort ist für sie eine Beschimpfung. Und wer ihr Deutschtum anzweifeln wollte, müßte es nicht im Dorfstrug tun, wenn die jungen Bauernsöhne von ihrer Militärzeit bei der Garde erzählen.

Wie gesagt, die Eigentümlichkeiten der beiden Stämme schwinden reißend schnell. Wer die litaauischen Frauen und Mädchen in ihrer reizenden Tracht mit dem geschnürten, kettenbehangenen Nieder, den kurzen, grellbunten Röcken und dem kunstvollen Kopfschmuck sehen will, muß schon bis in das Mündungsgebiet des Niemen vorbringen, wo bekanntlich auch noch die kümmerlichen Reste des Elchwilbes ihr Dasein fristen. Die Männertracht ist bereits ganz geschwunden. Künstlich beleben lassen sich solche Sitten nicht. Ein Privatgelehrter, Dr. Sauerwein, der zum Studium der litaauischen Sprache sich in den Kreisen Piltallen, Ragnit und Tilsit aufhält, hat es vor kurzem versucht. Auf seine Bitten suchten die reichen Besitzerfrauen aus den Trüben die sorgsam bewahrten Kleider hervor, die jungen Mädchen — Damen wäre richtiger, denn manche haben Pensionate am Rhein oder gar in der Schweiz genossen — ließen sich ein „Nationalkostüm“ anfertigen und als die junge Welt — die jungen Herren Litaauer natürlich im Frack — sich müde getanzt hatte, da sangen die alten Damen einige „Dainos“, die sie in ihrer Jugend Maibenblüte genannt. Eine fröhliche Maslerade, eine nette Erinnerung, durch ein großes Gruppenbild festgehalten, weiter war es nichts. Die ärmere Bevölkerung hat die selbstgewebte Kleidung schon längst mit den billigen Produkten der Industrie vertauscht und nur in wenigen Kirchspielen noch erscheinen die Frauen in der alten Tracht.

(Schluß folgt.)



FÜR UNSERE JUGEND

Der Jägersmann.

Ein übermüt'ger Jägersmann
Verfolgte einst das Wild bergan;
Selbst wo die steilsten Klippen droh'n,
Klang seines Hifthorns geller Ton.
Man warnte ihn vor der Gefahr;
Er hörte nicht, sah nur den Nar,
Der auf dem höchsten Felsen saß
Und seine Beute gierig fraß.
Hinauf, hinauf trug ihn sein Fuß —
Ein Blick der Welt — sein Abschiedsgruß —
Geröll — der Rückweg ist versperrt —
Des Jägers Antlitz sich verzerrt.
Zu spät — er war der Hilfe bar.
Er stürzt — es rief der Leute Schar:
„Der, wer auf steilem Wege geht,
Alleine für sich selber steht!“

Der Föhn.

In den Tälern der Schweiz ist der Föhn ein ungern gesehener Gast, denn er übt eine furchtbare Schreckensherrschaft aus, wenn er dahersieht. Der Föhn ist ein Sturmwind ärgster Art, den jeder fürchtet. Schon während die ersten Wellen des entstehenden Sturmes nahen, wenn sonderbare Töne, geheime Klänge die Luft durchzittern, fühlt die ganze Bevölkerung Vellommenheit und Sorge für ihre Sicherheit und ihr Dasein. Wenn der Föhn dann aber mit voller Wucht seine Kraft entfaltet, dann muß alles vor ihm weichen, was nicht niet- und nagelfest ist; selbst schwere Dächer hebt er ab; gewaltige Bäume entwurzelt er, mächtige Felsblöcke rollt er die Abhänge hinab, feste Gebäude beschädigt er. In jedes Haus, bis in den engsten Winkel bringt er hinein.

Auf den Menschen selbst übt der Föhn eine recht unangenehme, erschlassende Wirkung aus. Da leicht durch die anfachende Wut des Föhns Feuergefahr entstehen könnte, darf in Gebäuden, deren Einrichtungen nicht durchaus sicher sind, dann weder gefeuert, noch gekocht, noch geheizt werden; und die Bewohner müssen mehrere Tage lang mit kalter Küche fürlieb nehmen. Sicherheitswachen mit Hörnern ziehen Tag und Nacht durch die Orte. So herrscht allein der „gestrenge Talvogt“; und seine Herrschaft schafft Mühe und Aufregung. Dennoch ist der gewaltige Föhn ein guter Freund, den Gebirgsbewohnern notwendig. Denn er allein hat die Macht und Kraft, das starre, eisige Regiment des Winters in den Bergen zu brechen, er nur allein vermag dem Frühling Bahn und Weg zu schaffen. Die Sonnenstrahlen, ohne Hilfe des Föhn, würden machtlos an den riesigen Schne- und Eismassen abprallen.

Allerlei Zeitvertreib.

Singspiel.

Eine hübsche Unterhaltung gewährt folgendes Singspiel: Die Mitspielenden setzen sich in zwangloser Reihe, am liebsten in einen Kreis, zusammen und beginnen alle das bekannte Volkslied zu singen:

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rosen, eh' sie verblüht.“

Bis hierher geht der gemeinliche Gesang. Dann singt der erste die Melodie allein weiter, muß aber den Text

dazu selbst liefern, dem ein heiterer Sinn oder eine harmlose Rederei zu Grunde liegt, z. B.:

„Der Föhn senft jeden Morgen schwer:

Wenn nur das Frühaufstehen nicht wär.“

„Und läßt das Weischen unbemerkt, das uns am Wege blüht“, fällt der Chor wieder ein. Dann beginnt das Lied von vorn, und der nächste muß sein Verschen singen. Anspruch auf großes dichterisches Talent darf natürlich nicht erhoben werden. Wenn das Versmaß auch ein bißchen holpert, das erhöht nur die Heiterkeit. Wer aber gar nichts zusammenbringt, muß ein Pfand geben. Natürlich dürfen keine verletzenden Spötteleien gebraucht werden. Auf der anderen Seite wieder darf keine übertriebene Empfindlichkeit vorherrschen, sondern es muß eine frische, fröhliche Stimmung über dem Ganzen walten.

Rauchmalerei.

Nimm ein Blatt dicken Zeichenpapiers und fahre damit rasch durch die Flamme, wobei du jedoch acht haben mußt, das Papier nicht zu sengen; dann reibe den Rauch mit etwas Baumwolle weg; es wird dir hierdurch eine sanfte Unterscattierung bleiben. Hierauf fahre mit dem Papier zum zweitenmal durch die Flamme, bis es so schwarz ist, wie du es wünschst. Nimm jetzt ein Federmesser und zeichne damit den beabsichtigten Gegenstand auf das geschwärzte Papier; die Lichtstellen erscheinen hell, der Schatten wird durch den Rauch gebildet.

Entfernte Hügel, Berge oder Mondscheinszenen können auf diese Art wunderschön wiedergegeben werden; das kleine Mädchen muß aber vorsichtig genug sein, sich nicht die Finger zu verbrennen oder sich nicht zu schneiden.

Beim Händler mit Zeichenmaterialien kann man auch Pergament kaufen, welches mit einem grauen Farberton überzogen ist. Es eignet sich zu denselben Zeichnungen ebenso gut. Die dunklen Stellen der Zeichnung werden wie gewöhnlich mit Bleistift darauf gezeichnet, die hellen Lichtpartien mit dem Federmesser weggeschabt. Winterlandschaften mit Eis und Schnee, Mondscheinszenen und dergleichen nehmen sich allerliebste aus.

Der kleine Zauberer.

Die unvermischbaren Flüssigkeiten.

Man kann in ein halb mit Bier gefülltes Glas Wasser zugießen, so daß beide Flüssigkeiten unvermischt bleiben. Man muß nur das Wasser langsam durch ein reines Tuch fließen lassen. Das feiner Schwere wegen unten bleibende Bier kann man mit einer Röhre, ohne das Wasser auszusaugen, wenn man die Röhre bis auf den Boden des Gefäßes eintaucht.

Rätsel und Aufgaben.

1. Ein König war's, doch sehest du
Ein m und e dem Namen zu,
Und zwar hübsch in die Mitte hinein,
So wird es ein Prophet wohl sein.

2. Mit u eine Stadt im Schlesiensland,
Mit o in Rußland viel genannt.

3. Rechenaufgabe.

Ein Blumenhändler gibt seinem Gehilfen 163 Blumentöpfe mit der Weisung, dieselben so in zwei Gruppen zu stellen, daß die Töpfe der einen Gruppe in gleicher Zahl an 17 Personen, und die Töpfe der zweiten Gruppe an 19 Personen verkauft werden. — Wieviel Töpfe waren in der einen und wie viel in der zweiten Gruppe?

4. Scherzfragen.

1. Was hat eine Insel mit den Buchstaben ss gemein?
2. Welche Rosen kann kein Schneider machen?